

[Geschichte](#)

Berliner Gartenkolonie Das Paradies auf Erden

Nackt, vegetarisch, bedürfnislos: Enttäuschte Bildungsbürger, genervte Städter und hoffnungsvolle Träumer suchten in der Lebensreform ihr Glück. Ein Besuch in der ehemaligen Gartenkolonie Eden bei Berlin.

- Von: [Iris Radisch](#) / 29.11.2010 - 11:20 Uhr / © Korre / photocase.com



Schön, wie ein Garten Eden

Nach Eden fährt der Bus der Linie 824 alle zwanzig Minuten vom S-Bahnhof Oranienburg bei Berlin. Fahrzeit ungefähr zehn Minuten, vorbei an viel DDR-Plattenbau, dem Oranienburger Schloss und den landesüblichen Einkaufsmärkten. Aussteigen an der Haltestelle Eden – und tief Luft holen. Der erste Eindruck ist niederschmetternd: Ein Steakhaus, das Papa Asada heißt, liegt nicht weit entfernt, die neue Bundesstraße 96 ist in Sichtweite, das übliche Verkehrsgetöbe.

Angesichts dieser bundesrepublikanischen Normalität aus Autobahnzubringern und Leichenschmaus käme niemand auf die Idee, dass hier vor mehr als hundert Jahren ein paar hoffnungsvolle Berliner Vegetarier und Weltverbesserer das Paradies auf Erden gegründet haben: [»Eden«, eine Obstbaukolonie vor den Toren Berlins](#), der Traum unserer pflastermüden, großstadtgeplagten Urgroßväter, die hier barfuß über die Sandwege einem anderen Leben und einer besseren Zeit entgegenliefen wollten.

Es war an einem schönen Maientag im Jahr 1893, als sich nachmittags um halb drei 18 ernste Herren mit Backenbärten in der vegetarischen Speisegaststätte Ceres in Berlin-Moabit, Paulstraße 1, trafen und erst um 23 Uhr nach getaner Paradiesgründung wieder auseinandergingen. Der Initiator dieses Treffens war der Berliner [Fabrikantensohn Bruno Wilhelmi](#), Mitglied des 1892 gegründeten [Deutschen Vegetarierbundes](#), Autor der Zeitschrift *Der Naturarzt*, Südamerikafahrer und Lebensreformer. Er wollte, wie es sich bei Paradiesgründungen gehört, die größten Menschheitsprobleme exemplarisch auf einem Flecken Erde lösen.

Deswegen sollte in Eden kein Fleisch gegessen werden, Grund und Boden sollten allen gemeinsam gehören, Arbeits- und Wohnort durch den Obstanbau im eigenen Garten wieder eins sein, die Kinder frei und gleich erzogen werden. In Wilhelmis eigenen Worten klang das so: »Im Paradies herrscht Frieden: Lassen wir zunächst den Tiermord. Das Paradies ist ein Garten: In einen Garten wollen wir unseren Acker verwandeln, in einen Garten, der alle Sinne entzückt. In Eden herrscht Geselligkeit. Zu fruchtbarer Geselligkeit werden wir uns alle Grundbedingungen schaffen: Gesundheit, erworben und erhalten durch reine Nahrung, Betätigung im Freien, Pflege des Körpers mit Hilfe von Licht, Luft und Wasser, Sorgenlosigkeit als Folge unserer leicht befriedigten, geringen körperlichen Bedürfnisse.«



Oranienburg-Eden, Berlin

Bald erwarb man in der Mark Brandenburg mit einer Anzahlung von nur 3000 Reichsmark eine 37 Hektar große sandige Schafweide, die bis zum Jahr 1900 bereits auf 120 Hektar erweitert wurde. Damen in bodenlangen Röcken und Herren mit Strohhüten machten sich auf der öden Weide an die Arbeit. Eden entwickelte sich zu einem »Sammelpunkt sittlich strebender Menschen«, die sich in der Plüschkultur des Kaiserreichs nicht mehr wohlfühlten. Aus Berlin wurde Straßenkehrschutt, mit anderen Worten Pferdemist, mit Kähnen auf dem Oranienburger Kanal herbeigeschafft und auf dem Rücken in Traggestellen über den losen Gartenboden geschleppt und verteilt, um das karge Land urbar zu machen.

Die ersten Siedler bauten sich einfache Gartenhäuser mit Wohnküche, Stube, zwei Schlafkammern, Trockenboden, Waschküche und Vorratskeller. Bis zum Ersten Weltkrieg errichteten die Bewohner achtzig solcher »Heimstätten«, jede von einer kleinen Obstplantage von 2800 Quadratmetern umgeben, wo sie Apfelbäume und Beeresträucher, Rhabarber, Erdbeeren und Gemüse zur Selbstversorgung anbauten.

Die reformpädagogische Edener Schule entstand im Jahr 1897 als eine der ersten ihrer Art in Deutschland. Lehrer Dittmann trug hier Sorge dafür, dass die Berliner Stadtkinder ins Freie kamen, die Natur kennenlernten und die alten Naturfeste im Frühling, zur Sommersonnenwende und zur Ernte mit Tanz und Blumenkränzen begingen. Wer in Eden leben wollte, der musste nicht nur gerne barfuß im Sand gehen und Äpfel ernten, sondern sich allgemein für eine einfache, aber »veredelte« Lebensweise entschieden haben und auf alle »Nervengifte« verzichten.

Bis heute mahnt eine Emailleplakette im Zentrum des Ortes: »Die Bewohner dieser Siedlung

meiden den Alkohol und den Tabak. Besucher werden gebeten, nicht zu rauchen, damit der Jugend kein schlechtes Beispiel gegeben werde. Wie können wir verlangen, daß unsere Kinder die Kulturlaster ablegen, wenn wir Erwachsenen ihnen nicht mit gutem Beispiel vorangehen? Der Vorstand der Obstbau-Kolonie Eden«.

Wenn man von der Haltestelle Eden aus in das Gewirr aus Sand- und Asphaltwegen der Edener Gartenstadt eintaucht, auf dem Mittelweg über den Balzerweg, die Wilhelm-Groß-Straße und den Struveweg zur alten Mosterei und zur Siedlungsverwaltung läuft, ist von der alten Blumenkranz- und Apfelplantagenseligkeit nicht mehr allzu viel zu sehen. Bundesdeutsches Kleingärtnerglück, wie mit der Nagelschere zurechtgeschnitten, hier und da eine misstrauische alte Dame mit Häkelmütze beim Laubharken, die, wenn man sie anspricht, lieber schnell hinter ihren Tüllgardinen im Inneren des Hauses verschwindet.

Es ist ein goldener Herbsttag im ehemaligen Paradies. Sonnenblumen lassen ihre müden Köpfe hängen, alte Volvos mit dem Kennzeichen OHV für Oberhavel schlummern unter Garagendächern. Ein paar Hühner wandern müßig über die Wege, Kinder sind weit und breit nicht zu sehen. Hinter dicht gewachsenen Hecken ahnt man wunderschöne alte Hutzelhäuser unter dem grauen DDR-Putz. Überdachte Briefkästen, angekettete Gartenstühle lassen auf ein eher hohes Durchschnittsalter der heutigen Eden-Bewohner schließen, deren besondere Leidenschaft sich in der großen Vielfalt der Hundewarnschilder ausdrückt: »Den Ersten beißen die Hunde«, »Vorsicht, ich könnte heute schlecht drauf sein« und so weiter.

Die alte Mosterei ist der Wiedervereinigung zum Opfer gefallen und steht als malerische Industrieruine inmitten dieses Gartenparadieses. Den Markennamen »Eden« haben die Edener schon zu DDR-Zeiten an eine Tochtergesellschaft in Bad Soden abgetreten. Von der großen Aussteiger-Idee von einst ist heute nur noch ein Oranienburger Rentnerviertel mit hoher Verkehrslärmelästigung und niedrigem Erbpachtzins übrig geblieben. Eine Art Pompeji mit Gartenteich. Immerhin: Eine neue alternative »Kinderschule« hat sich in der schon lange geschlossenen Edener Schule angesiedelt, nur kommen die neuen Reform-Kinder nicht mehr barfuß die Sandwege entlanggelaufen, sondern werden in langen Autokolonnen über die alten Paradieswege kutschiert.

Am Sonntag gibt es im Edener Café Kaffee und Kuchen. Auch die Ausstellung, in der man die wilden Berliner Vegetarier mit den langen Bärten vor 120 Jahren halb nackt an ihrer Idee vom besseren Leben graben und bauen sieht, ist am Sonntagnachmittag geöffnet. Wie so oft bleibt von den großen Menschheitsträumen am Ende nichts übrig – außer ein paar alten Bildern, ein paar verrosteten Gartengeräten und einem alten Dampfkochtopf.

An der Idee kann das kaum gelegen haben, denn sie ist heute so lebendig wie damals, als die ersten [von der 1848er-Revolution enttäuschten Geister](#) auf den Gedanken kamen, die wilhelminische Gesellschaft nicht nur von außen, sondern auch von innen, gewissermaßen an Haupt und Gliedern zu reformieren. Lebensreformideen geisterten seit der Reichsgründung durchs ganze Land. Sie waren eine nur allzu verständliche Reaktion auf die Folgen der sich in atemraubender Geschwindigkeit vollziehenden Industrialisierung und Verstädterung des Kaiserreiches. In den Jahren von 1850 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges verzehnfachte sich die industrielle Produktion.

Innerhalb weniger Generationen war die Umwandlung Deutschlands von einem Agrar- in ein Industrieland vollzogen, hatten Millionen ihren angestammten Wohn- und Familienort verlassen. Doch die städtischen Wohnverhältnisse waren qualvoll und eng, die hygienischen Verhältnisse dürftig, viele Familien teilten sich Bad und Toilette. Der Arbeitstag betrug zehn Stunden und mehr, die Arbeitsstätte lag häufig in den neu entstandenen Gewerbegebieten vor den Toren der Stadt, und der Weg dorthin war oft weit. Die Lebensverbesserung, der diese ungeheure Umwälzung dienen sollte, war zunächst mit einer ungeheuren Lebensverschlechterung erkaufft.

Wie zu erwarten, waren es nicht die Ärmsten, sondern die Bildungsbürger, die in der um die Jahrhundertwende besonders heftig auflebenden Krisenstimmung auf eine Verbesserung der seelisch und körperlich krank machenden Lebensbedingungen der Massen drangen. Und anders als in der gescheiterten Revolution, die erst ein paar Jahrzehnte zurücklag, verfielen die Intellektuellen dieses Mal auf kleinformatigere Lösungen. Statt die ganze Gesellschaft wollten sie zunächst den ganzen Menschen heilen, von der gescheiterten Idee der Staatsreform blieb die Idee der Lebensreform, die der Lebensreformer jenseits von Staats- und Polizeigewalt zu Hause bei gesunder Kost und in frischer Luft an sich selbst vollziehen sollte.

Eskapistisch muss man die Jugendbewegung der Jahrhundertwende deswegen nicht gleich schimpfen, versuchte sie doch, entscheidende mentale, gesundheitliche und soziale Versäumnisse einer besinnungslosen Hochgeschwindigkeitsmodernisierung zu korrigieren und wirkte darin, ähnlich wie rund siebzig Jahre später die 68er-Bewegung, eher ausgleichend und stabilisierend als restaurativ oder revolutionär. Aber das wissen erst wir Nachgeborenen. Damals, als die städtische Intelligenz zur Revolte gegen die Stadt, gegen die Einsamkeit und seelische Verlorenheit ihrer Bewohner, gegen den Kult des Geldes und des industriellen Fortschrittes, gegen die Untertanenschule und das Korsett aufrief, hatte sie allen Grund, zu glauben, der Anbruch einer neuen Zeit stünde vor der Tür.

Ungezählte Propheten zogen durchs Land, predigend, beschwörend, Gefolgschaft fordernd. Rückblickend scheint Adolf Hitler nur der letzte in der langen Reihe der selbst ernannten Wanderprediger gewesen zu sein, von denen der Historiker Ulrich Linse behauptet, dass sie in einer zusammenstürzenden Welt nur noch einen Halt fanden: »ihr verabsolutiertes Ich, von dem sie die Erlösung der Welt erhofften«. Ein elitärer Gedanke, der im Geniekult vorbereitet, bei Max Stirner und Friedrich Nietzsche in Gestalt des »Einzigen« und des »Übermenschen« weitergesponnen wurde, um zur Jahrhundertwende im Typus des »Geistesaristokraten« aufzugehen – bevor er im Führerkult elendig verendete.

Die meisten dieser ambulanten Apostel hielten sich für Abgesandte Gottes oder der »Vorsehung«. Der Maler Max Schulze-Sölde erkannte in sich einen Jünger Jesu und empfahl, das industrialisierte Deutschland wieder in einen blühenden Garten zu verwandeln, indem man endlich aufhörte, »in den Fabriken lauter überflüssige Dinge herzustellen, für die durch schamlose Reklame das Bedürfnis erst künstlich hergestellt werden muss«. Friedrich Muck-Lamberty, der »Messias von Thüringen«, pilgerte in den zwanziger Jahren mit seiner altdeutsch gekleideten Schar singend durch die Städte und predigte, dass jedermann sich vor dem Materialismus hüten und sich in ländlichen Siedlungsunternehmen und »schaffenden Werkgruppen«, am besten also in Gemeinschaftsgründungen wie Eden in Sicherheit bringen sollte.

Etwas bescheidener tritt der Maler und Lebensreformer Karl Wilhelm Diefenbach auf, der am 10. Februar 1882 in einer Vision auf dem Hohenpeißenberg in den bayerischen Alpen von der Erkenntnis durchströmt wird, dass »alle Herrlichkeit des Weltballs, des Weltalls Unermesslichkeit als Keim verborgen liegt in jedes Menschen Brust«. Auch er predigt die Rückkehr zum naturgemäßen, einfachen Leben in härterer Kutte und Sandalen auf den Marktplätzen, zieht sich aber unter dem Zwang der Behörden in die Einsamkeit eines verlassenen Steinbruchs zurück. Seine Schüler, darunter Gusto Gräser, setzen sein Werk fort.

So schließt sich Gräser Diefenbachs lebensreformerischer Kommune Himmelhof bei Wien an und lebt nach der Jahrhundertwende zusammen mit dem Schriftsteller Hermann Hesse ein freies Nudistenleben in einer Felsengrotte in der [Künstlerkolonie Monte Verità in den Bergen von Ascona](#). Dort baut er sein legendäres Baumbett und tanzt in den Mondscheinnächten ekstatische Reigen unter Baumkronen. In späteren Jahren zieht er mit Frau und Kindern im selbst gebauten Pferdewagen quer durch Deutschland und besucht auch die »Neue Gemeinschaft«, eine Künstlerkommune der Brüder Hart in Berlin-Schlachtensee, in der unter anderem Gustav Landauer und Peter Hille leben.

Ein Bild, das Gräser im Jahr 1911 mit Bart, Lederstirnband und langem Haar zusammen mit seiner nackten Tochter auf einer blühenden Wiese zeigt, könnte auch aus den späten sechziger Jahren stammen. 1913 nimmt er an dem berühmten freideutschen Jugendtreffen auf dem Hohen Meißner teil, einer Art Woodstock des Kaiserreichs. Im Ersten Weltkrieg wird er als Kriegsdienstverweigerer zum Tode verurteilt, kann aber im Jahr 1916 in die Schweiz zurückkehren, auf den Monte Verità, der zur Fluchtstätte für Pazifisten und Emigranten wird.

Auszug aus den Hamburger Nachrichten
von Dienstag den 4. Juli 1911.

Gusto Gräser.

Von Johannes Schlaf, Weimar.

Ein neuer Dichter! Ein sehr eigenartiger. Den man aber nicht als eine „Kuriosität“ ansehen darf, weil man ihn auf den ersten Blick für einen „Naturmenschen“ halten könnte, und weil ihm nichts so fern liegt, wie „ästhetische Kultur“, Theoretisiererei und Artistentum! —

Was würde Nietzsche zu diesem Gusto Gräser und Dichter sagen? —

Er ist „Naturmensch“ und Vegetariër bei oberflächlichem Hinsehen und noch weder als wie Gustav Nagel oder ein Diefenbach auf diese noch auf sonst eine Rubrik zu bringen. Er ist weder ein „Anarchist“ noch ein Prophet, dieser merkwürdige Gusto Gräser. Er will weder eine „Propaganda“, noch Jünger oder Proselyten machen. Nur sein eigenes Leben und o-a-s Leben will er leben, und seine einzige Suche geht nach Freunden und Gleichgesinnten; hierin ist er so ganz Walt Whitman gleich. — Ganz gewiß: Whitman und auch Nietzsches bestes Wesen würden ihn verstehen und ihn den Ihren nennen. Aber er ist hier und da, mit Weib und Kind; hält wohl gelegentlich einen Vortrag und zeigt und gibt sich mit sich selbst und seiner eigenen Gegenwart. Wahrlich: ein Wegweiser und Pionier, den wir brauchen! Und vielleicht zeigt er, obgleich man ihm nicht nachäffen darf und er wie jede naturwüchsig und ungewöhnliche Eigenart seine eigenartige Distanz und seinen unnachahmlichen Zauber übt, wirklich den Weg, auf dem es weiter geht und der zur Erlösung des einstigen Drüberhinaus führt? —

Es kann nicht fehlen, daß man sehr bald ihn kennen lernt und mehr und besseres von ihm weiß; als ich hier mit diesen kurzen Reilen vorderhand nur andeuten kann.



Eden war zwar eine der frühesten lebensreformerischen Gründungen. Doch haftete ihr mit ihrer Apfelbaum- und Erbpachtidee von Anfang an ein leichter Beigeschmack von Ordnungssucht und Überwachung an (noch heute ist die Zahl der Apfelbäume pro Grundstück genau festgelegt). Ein nationalsozialistisches Geheimgutachten über die Siedlung im Jahr 1932 fiel denn auch recht positiv aus: »Die Eden zu Grunde liegende Haltung muß als gesund und im nationalsozialistischen Sinne erwünscht bezeichnet werden.«

Jenseits von Eden gab es ungezählte weitere und zum Teil noch viel radikalere und unbotmäßigere Versuche, der großstädtischen Anonymität und Atomisierung in einem gemeinschaftlichen Lebensexperiment zu entkommen. Dazu zählen neben dem Monte Verità die reformbewegte Künstlerkolonie Worpswede bei Bremen oder das Sanatorium Jungborn im Harz, in dem Franz Kafka logierte und sich über »alte Herren« mokierte, die »nackt über Heuhaufen springen«.

Im Jahr 1909 gründete der Möbelfabrikant Karl Schmidt vor den Toren Dresdens die [Gartenstadt Hellerau](#), ein Paradies für seine Angestellten, die hier ähnlich wie in Eden in schmucken Landhäusern und lichtdurchfluteten Reihenhäusern vom Stadtleben gesunden und in Heinrich Tessenows Festspielhaus rhythmisch-musisch erzogen werden sollten. Heute herrscht hier anders als in Eden, wo die Vergangenheit vor sich hin rostet, ein moderner Festspielbetrieb, der Deutsche Werkbund ist nach Hellerau zurückgekehrt, und der Denkmalschutz ahndet jede Baumarktsünde an den alten Häusern.

Schon drei Jahre zuvor, 1906, gründete eine andere kapitalkräftige Macht eine Gartenstadt für ihre Untertanen. Margarethe Krupp kaufte 50 Hektar Land im Südwesten Essens und ließ vom Architekten Georg Metzendorf die Margarethenhöhe bauen: eine kleine Biedermeierstadt vom Reißbrett für den unteren Mittelstand, der hier endlich einmal von der Küche direkt in den Hausgarten treten konnte. Mehr ein Wohn- als ein Lebenskonzept, nicht wie Eden von dem Wunsch nach einer neuen Welt, sondern eher von dem nach einer eigenen Badewanne durchpulst. Doch auch hier gab es eine Künstlerkolonie.

Das Große und das Kleine lagen in dieser Zeit ganz nahe beieinander. Modeerscheinungen wie das Reformkleid, das Luftbad, das Reformhaus und die Wandervogelbewegung, die mit Gitarre und *Zupfgeigenhansl* durch die deutschen Wälder zog, um jugendlichem »Müßiggang« und »Stubenhockerei« singend und marschierend vorzubeugen, gehörten genauso zur Lebensreform wie die großen Geschichtsutopien vom neuen goldenen Zeitalter und vom Paradies auf Erden.

Dieses sollte nach Meinung des Lebensreformers Friedrich Eduard Bilz spätestens im Jahr 2000 angebrochen sein. Seine berühmte Farblithografie aus dem Jahr 1904 stellt die Gegenwart und die Zukunft des Jahres 2000 wie Himmel und Hölle dar. In der Hölle herrscht Krieg, wird geraucht und getrunken, in ungelüfteten Zimmern geschlafen und zehn Stunden am Tag gearbeitet.

Im Paradies des neuen Jahrtausends sind leicht bekleidete Menschen drei Stunden täglich mit der Obsternte beschäftigt, um sich hernach bei Spiel und Tanz im Freien oder im Schoß der glücklichen Familie an einem lebenslang garantierten Grundeinkommen zu erfreuen und auf überdachten Schlafbalkonen in frischer Luft zu nächtigen. Dieser Traum sollte wahr werden, wenn es mittels »Selbstreform« gelingen würde, die in der Industriemoderne fehlgeleiteten Bedürfnisse wieder auf ihr natürliches bescheidenes Maß zurückzuführen.

Wenn dann endlich die Lust auf die Produkte der modernen »Hexenkesselkünste« vertrieben sein würde, wären Millionen von Arbeitern und »Sklaven unser Misskultur« von ihrer Arbeitsfron befreit. Ein nur zweistündiges Arbeitsleben, so lautet der Traum, wäre durch eine einfache, aber naturgemäße Lebensweise »ohne Fabrikschlote und Glacéhandschuhe« zu erreichen und zu finanzieren. Vielleicht sollte man über die herzerfrischende Naivität dieser Träume noch immer nicht lachen.

Auch zu ihrer Zeit sind die Lebensreformer als kindsköpfige Gesundheitsfanatiker, als »Kohlrabi-Apostel« verspottet und missverstanden worden. Später hat man sie dann gern mit den Wegbereitern des Nationalsozialismus in einen Topf geworfen, so als nähme ihre Forderung nach gesunder Ernährung und Bewegung bereits das rassistische Wahngeschwätz vom »gesunden Volkskörper« vorweg. Der Journalist und Hitler-Biograf Joachim C. Fest spottete über die Nähe von »Kräutergarten und Konzentrationslager«. Das ist nur insofern berechtigt, als sich auch in Eden – wie überall in Deutschland – völkisches Denken breit machte und Edens alte Ideale überwucherte. Bis hin zu der fanatischen Konsequenz, dass im »Dritten Reich« den jüdischen Siedlern die Genossenschaftszugehörigkeit aufgekündigt wurde. Dennoch wäre es absurd, die Lebensreformbewegung als präfaschistische Bewegung abzutun.

Die seelische und körperliche Gesundheit war das sichtbarste, das konkreteste Ziel aller Lebenserneuerungssehnsüchte. Doch die Reformbewegung umfasste ein soziales, mentales, politisches und vielfach auch spirituelles Aufbruchgefühl. Ihre Absichten gingen weit über individuelle Genesungs- und Regenerationswünsche hinaus, also über das, was heute als Fitness und Wellness verkauft wird.

Ihr eigentliches Ziel blieb die Wiederversöhnung des menschlichen Maßes mit einer sich im rasenden Tempo verselbstständigenden technisch-industriellen Entwicklung. Die menschlichen Kosten für den materiellen Fortschritt und die wachsenden Produktivkräfte sollten gebremst und der Erfolg einer Nation sollte nicht am Wirtschaftswachstum, sondern am Wachstum der Lebensqualität und der Lebensfreude bemessen werden. Und weil dieser Wunsch noch lange nicht in Erfüllung gegangen ist, bleibt die Lebensreform bis heute lebendig. Auch wenn Eden, Worpswede, der Monte Verità und die vielen anderen Orte des »neuen Lebens« inzwischen zumeist Museumsdörfern gleichen – all die folgenden Jugendrevolten und großen gesellschaftlichen Aufbrüche, von der 68er-Revolution bis zur Anti-Atomkraft-, bis zur Landkommunen- und Ökologiebewegung der Gegenwart, stehen immer noch in der Tradition der Lebensreformbewegung um 1900.

Irisch Radisch, Jahrgang 1959, ist Literatur-Redakteurin der ZEIT

- **Quelle:** [ZEIT Geschichte](#)
- **Adresse:** <http://www.zeit.de/zeit-geschichte/2010/04/reportage-gartenkolonie-eden/komplettansicht>